

Ulla Puntchart
Der Hort der Gepiden
Teil 2: Das Rad der Fortuna
Historischer Abenteuerroman





www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2017

literatur nr. 85

Lektorat: Sigrid Weiß-Lutz

Cover, Layout und Satz: textzentrum graz

Coverbild: Charles Landseer

(© Leicester Gallery, mit Dank für die freundliche Abdruckgenehmigung)

Karte S. 262 und 263: Ulrike Schuster

Autorenfoto: Peter Purgar

ISBN 978-3-903144-34-7



Ulla Puntschart
**Der Hort
der Gepiden**

Teil 2: Das Rad der Fortuna

Historischer Abenteuerroman

Meinen Eltern gewidmet

Inhaltsverzeichnis

Rückblende: Teil 1 – Kein Elefant vor Sirmium.	7
VIERTES BUCH	11
46. In Albsuindas Haus wird Geschichte geschrieben.	11
47. Eine Garküche in Emona.	18
48. Die glücklichen Jahre.	23
49. Sankt Afra und die Prediger zu Siscia.	30
50. Suchende unter sich.	38
51. Ein kurzes trauriges Leben	44
52. Die Totenklage.	49
53. Valentin und der falsche Glanz der Bäche.	53
54. Bei Terenzia	60
55. Mechthild macht sich kundig.	67
56. Mit dem Verräter in einem Boot	72
57. Der Geschmack der Niederlage	79
58. Mechthild glaubt an die Fügung des Schicksals	84

FÜNFTE BUCH	91
59. Im Regen am Fluss.	91
60. Rosamundes Rache	97
61. Die Dinge sind nicht so, wie sie scheinen.	102
62. Am Rande der Wolken	110
63. Träumen von Milet	117
64. Tangri	123
65. Das Gelächter der ehernen Masken	130
66. Das Unwetter hat ein Ende, aber noch ist nichts gut	137
67. Petros im Dienste der guten Sache	142
68. Die Geschichte Notkers	148
69. Ansul und die Saat des Bösen.	154
70. Albsuindas liebste Vase geht zu Bruch	161
SECHSTES BUCH	172
71. Valentin erreicht den Limes	172
72. Brunnenvergifter	181
73. Entscheidung vor Argidava.	186
74. In seltener Eintracht.	194
75. Das Bild der Welt.	201
76. Das Geheimnis im Quell	207
77. Im Höllenschlund	214
78. Der schreckliche Verdacht	220
79. Den Teufel vor der Tür.	226
80. Das Vermächtnis des Longinus.	235
81. Wie Albsuinda einen Brief diktiert und Iksander ihn zustellt.	240
Epilog	249
Personenverzeichnis.	258

Rückblende: Teil 1 – Kein Elefant vor Sirmium

Es ist das Jahr 592 n. Chr. Sirmium, einst eine blühende Stadt am Zusammenfluss der großen Ströme Donau, Save und Drau, liegt verwüstet und ausgeplündert darnieder. Was führt die Protagonisten der Geschichte ausgerechnet dorthin? Unna, Notker, Camilla, Wicho und die junge Edwina haben den langobardischen Königshof zu Verona heimlich verlassen und folgen einer Spur, die sie in Unnas alte Heimat, das untergegangene Reich der Gepiden, zurückführt.

Ein Vierteljahrhundert ist es her, dass vor Sirmium ein blutiger Kampf zwischen Gepiden und Langobarden tobte. In der entscheidenden Schlacht tötet der Langobardenkönig Alboin den gepidischen König Kunimund, schlägt ihm den Kopf ab und lässt sich aus der Schädeldecke einen Trinkpokal anfertigen. Sodann vermählt er sich mit Kunimunds Tochter Rosamunde und zwingt sie und ihr Gefolge, mit ihm nach Italien zu kommen. Die Ehe der beiden ist von Anfang an überschattet von dieser Demütigung und Rosamundes Eifersucht auf Alboins Mätresse Luitpurga. Die schlimmste Kränkung erfährt Rosamunde jedoch drei Jahre später, als Alboin ihr bei einem festlichen Empfang vor den versammelten Gästen den Pokal aus den Schädelknochen Kunimunds überreicht und sie auffordert, fröhlich mit ihrem Vater zu trinken. Von dieser Stunde an ist Rosamunde vom Gedanken an Rache beseelt.

Von diesen düsteren Geschichten, die auch mit ihrer eigenen Vergangenheit in Verbindung stehen, weiß Unna an langen Abenden zu erzählen. Auf ihrer Wanderung entlang der Save hat die kleine Gruppe manch seltsame, nicht selten auch gefährliche Begegnung. So beobachten sie in den verkohlten Ruinen eines niedergebrannten Weilers drei Brand-

schatzer, die klösterliche Gewänder tragen und sich als Bruder Romuald, Bruder Gebhard und Schwester Mechthild aus dem bairischen Augsburg ausgeben. Schließlich erreichen Unna und ihre Gefährten rechtzeitig vor Winterereinbruch das Dorf ihrer Base Walderade an der Villa Rustica. Einige Zeit später gibt es überraschenderweise ein Wiedersehen mit den vorgeblichen Gottesleuten aus Baiern. Diese werden von den Dorfbewohnern anfangs wohlwollend aufgenommen, als jedoch die Schmiedin aus dem Nachbardorf Vedulia die Nachricht vom Verschwinden des Einsiedlers Vater Marjan überbringt, geraten die drei unter Verdacht und machen sich daraufhin bei Nacht und Nebel aus dem Staub.

Dafür kommen neue Gäste ins Dorf. Diesmal sind es Abgesandte eines neuen Heerführers der Gepiden, der sich Reptila nennt und von den Einwohnern des Dorfes Unterstützung für einen geplanten Feldzug fordert. Notker, Unna, Wicho, Camilla und Edwina nehmen den Auftrag schließlich mit gemischten Gefühlen an und begeben sich in das dürftig eingerichtete Lager von Thurismund, Reptilas Stellvertreter. Dort macht Edwina die Bekanntschaft des jungen Feldingenieurs Antonios.

Zur selben Zeit unternimmt der oströmische General Comentiolos unter Missachtung der Befehle von Kaiser Maurikios einen Vorstoß in die Region nördlich der Donau. Er überwintert mit seinen Männern im aufgelassenen Castrum von Argidava und bricht zeitig im Frühjahr auf in den Norden. Sein Ziel ist die Bergwerksregion der ehemaligen römischen Provinz Dacia superior. In der verfallenen Garnisonsstadt Apulum angekommen, schickt er seinen Zenturio Valentin auf Erkundungsmission ins Gebirge. Dieser kämpft sich mit seiner Hundertschaft wacker durch die abgelegenen Täler westlich von Apulum.

Aus Konstantinopel treten in den ersten Märztagen Hildeka und ihre fürwitzige Dienerin Pamela ebenfalls eine Reise an. Hildeka ist eine langobardische Überläuferin und soll im Auftrag von Kaiserin Constantia Nachforschungen über den Verbleib eines Goldschatzes anstellen, der zwanzig Jahre zuvor auf ungeklärte Weise verschwand. Dieser Schatz ist auf das Engste mit der Geschichte von Alboin und Rosamunde verbunden, hatte er sich doch zuletzt just in den Händen der gepidischen Königstochter befunden. – Was die Kaiserin nicht weiß: Hildeka ist nicht nur Agentin im Dienste Konstantinopels, sondern auch die Mutter von Edwina. Sie hat Nachforschungen über den Verbleib ihrer Tochter angestellt, die so plötzlich vom Hof zu Verona verschwand. Als sich die Hinweise auf einen möglichen Aufenthalt Edwinas im Illyricum verdichten, beschließt Hildeka dieser Spur zu folgen.

Von Konstantinopel aus beobachtet indes die Dame Albsuinda die Vorgänge in der Dacia und an der Donaugrenze. Tief in ihrem Inneren hütet die vornehme Byzantinerin ein dunkles Geheimnis – sie ist die Tochter des langobardischen Königs Alboin. Dessen blutiges Ende, Rosamundes Rache und die sich daraufhin überstürzenden Ereignisse musste Albsuinda als kleines Mädchen aus nächster Nähe miterleben. Danach wurde sie als Geisel in die oströmische Kaisermetropole geschickt. Sie konnte sich mit den neuen Verhältnissen gut arrangieren, aber die Erinnerungen lassen sie nicht los. Zu allem Überflus trifft sie eines Tages Pereo, den Mörder ihres Vaters, wieder. Dieser beteuert zwar, dass er bloß ein gedungenes Werkzeug gewesen sei, doch Albsuinda beschließt, dass er endlich die gerechte Strafe für seine Verbrechen erhalten soll.

Eine Kette von Ereignissen setzt sich in Gang.

VIERTES BUCH

46. In Albsuindas Haus wird Geschichte geschrieben

Iksander, so hieß der Schreiber von Albsuinda, liebte das Naschen an verbotenen Früchten. Wenn es ihm seine Zeit erlaubte, schmökerte er in den Schriften der Konstantinopler Skandal-Chronisten, doch das war ihm nicht genug: Über die Jahre hinweg hatte er den Ehrgeiz entwickelt, selbst zum Geschichtsschreiber zu werden. Er war sich nicht sicher, wie seine Herrin zu solchen Ambitionen stand, so großzügig sie in anderen Dingen auch sein mochte. Wenn sie ihm nun befahl, die Flausen zu lassen, dann würde er sich nicht einfach darüber hinwegsetzen können. Deshalb hielt er es für klüger, die Angelegenheit vorerst für sich zu behalten. Draußen lockte ein herrlicher Frühlingstag, durch das offene Fensterchen drang der süße milde Duft der erwachenden Jahreszeit. Doch Iksander hatte zu tun. Er spitzte die Feder und füllte das Fässchen mit frischer Rußtinte. Vor ihm lag ein Stück aus einer schon etwas älteren Papyrusrolle, das aber noch gut zu gebrauchen war. Nur, worüber wollte er eigentlich schreiben? Er gab sich einen Ruck und nahm den ersten Anlauf:

Vor einem Jahr bekam meine Herrin, die hochedelste Dame Albsuinda, Besuch von General Comentiolos. Er gab ihr einige persönliche Gegenstände zur Aufbewahrung, worunter sich auch Schriftrollen befanden ...

An dieser Stelle seufzte Iksander. Die besagten Rollen waren versiegelt, gleich mehrfach sogar. Es gab keinen Weg, zu ihrem Inhalt vorzudringen, ohne dass man ihm auf die Schliche kommen würde. Aber wenigstens durfte er mutmaßen. Comentiolos hatte wohl brisante Informationen

Zufall pflegen die Menschen zu nennen,
was ihnen von ungefähr zustößt, ohne dass
sie das Woher und Warum kennen. Dieses
Walten scheint blind zu sein, daher der
Name »Glück«.

Prokopius von Caesarea

über seine Berufskollegen und die Rivalen aus dem engeren Umfeld des Kaisers gesammelt. Die Neugierde quälte Iksander, aber er beschloss, vorerst im Text eine Lücke zu lassen, und begann einen neuen Absatz:

Comentiolos selbst ist kurz danach in den Norden gezogen und seither nicht wiedergekommen. Er hat in der Dacia überwintert ...

Wieder hielt Iksander inne und schauderte, diesmal bei dem Gedanken an den Schnee und die Kälte im Barbarenland. Er tunkte den Griffel in sein Tintenfass und setzte fort:

Ebenso besuchte General Petros im vergangenen Herbst unsere Herrin. Er war besorgt, denn er hatte eine Auseinandersetzung mit seinem Bruder, dem allerhöchsten Kaiser Maurikios. Er fürchtete, dass der Kaiser seine Drohung wahr machen und ihm seine Steuerbehörde ins Haus schicken könnte, also hat auch er Möbel und Kisten zu uns ins Haus gebracht, denn die Speicher meiner Herrin sind groß und geräumig.

Der letzte Satz gefiel Iksander ausnehmend gut, die Ausdrucksweise dünkte ihm vornehm. Doch gleich darauf seufzte er noch einmal, tiefer als zuvor, denn die folgende Notiz fiel ihm nicht leicht:

Über die vergangenen Wintermonate traf sich die edle Albsuinda mit einer Edelfrau aus dem Reich der Langobarden und empfing sie sogar mehrmals in ihrem Hause. Die Fremde brachte ihr Nachrichten aus Italien mit. Ich aber befürchte, dass diese Besuche unsere gütige Herrin zutiefst in ihrem Inneren aufgewühlt haben. – Nur wenige Menschen wissen, dass die Dame Albsuinda von Geburt Langobardin ist, und zwar aus königlichem Geblüt. Sie ist die Tochter des langobardischen Königs Alboin, der vor zwanzig Jahren einem schrecklichen Mordkomplott zum Opfer fiel. Die Dame Albsuinda war

damals noch ein Kind und befand sich danach in Geiselhaft ihrer Stiefmutter Rosamunde, die sie mit nach Ravenna nahm. Später schickte man sie von dort aus weiter nach Konstantinopel ...

Es klopfte an seiner Tür. »Einen Moment bitte«, rief der Schreiber ärgerlich. »Ich bin gerade sehr beschäftigt!« Mit geübten Handgriffen streute er Sand über das Manuskript und schwenkte es kurz zum Trocknen. »Wer ist da?«

»Ich bin es nur, du Hasenfuß.« Zoe steckte den Kopf herein. »Ich wollte dir nur Bescheid geben, dass General Petros in Bälde der Hausherrin seine Aufwartung macht. Er will sich bei ihr verabschieden, bevor er wieder zu seiner Garnison an der Donau aufbricht.« Mit gespitzten Lippen fügte sie nahezu tonlos hinzu: »Nimm dich in Acht vor Lea, wenn ich nicht mehr im Hause bin. Lass deine Papiere nicht überall herumliegen!«

Zoe stand nämlich im Begriff, ihren Dienst im Hause von Albsuinda zu beenden und sich mit einem Tuchhändler aus der Nachbarschaft zu verhehlichen. Ihre Herrin hatte sie bereits aus dem Sklavenstand freigelassen und sie darüber hinaus mit einer großzügigen Mitgift ausgestattet. Lea dagegen ging schon mit ganz stolzeschwellter Brust einher, konnte es kaum erwarten, das Kommando im Haus zu übernehmen. Sie mischte sich überall ein und machte sich wichtig. Iksander verstand den Wink mit dem Zaunpfahl.

Ganz andere Sorgen plagten derweilen General Petros. Während er den Weg zum Haus seiner alten Freundin nahm, drehten sich seine Gedanken um das dumme Gerede, das in jüngster Zeit in den Straßen grassierte. Zum letzten Neumond war Kaiser Maurikios zu seinem Feldzug gegen die Slawen im Donaudelta aufgebrochen. Er befand

sich in Begleitung des Feldherrn Priskos. Seither brodelte es in ganz Konstantinopel von wilden Gerüchten. Demnach sei die kaiserliche Flotte schon kurz nach dem Aufbruch in einen heftigen Sturm geraten und nur mit knapper Not dem Schiffbruch entkommen. Als Maurikios daraufhin an Land gegangen sei, habe man ein Neugeborenes zu ihm gebracht, das eine monströse Missgeburt der Natur war. Das Kind habe weder Augen noch Wimpern noch Brauen, weder Hände noch Arme gehabt, aus seinen Hüften sei ihm ein Fischschwanz gewachsen. Tags darauf habe sich der Kaiser auf den Marsch begeben, da sei sein bestes Pferd gestürzt und verendet.

So munkelten die Bewohner der Hauptstadt in einem fort und meinten allorts böse Vorzeichen zu erkennen: »Es steht uns großes Unheil bevor. Der Kaiser hat den Barbaren viel zu lange Zugeständnisse gemacht, anstatt sie endlich über den Ister davonzujagen. Warum hat er ihnen immerzu Geschenke gegeben? Damit hat er bloß die Habgier der Wilden geweckt. Am Ende kommen sie zu uns, bis an die langen Mauern!« – »Bis an die Mauern vielleicht, aber auf keinen Fall weiter«, entgegnete man wiederum den Ängstlichen. »Niemand bezwingt Konstantinopel, weder zu Land noch zur See!« Und so weiter. Normalerweise gab Petros nichts auf das Geschwätz der Großstädter. Aber diesmal steckte etwas Böswilliges in den Gerüchten und sie beschädigten den Ruf des Kaisers. Maurikios brauchte dringend einen Erfolg auf seinem neuen Feldzug, das ahnte auch Petros. Bloß, diesmal musste er ebenfalls einen Beitrag zum Gelingen leisten. Sein Bruder hatte ihn unmissverständlich zum Handeln aufgefordert, ehe er an die Schwarzmeerküste aufbrach, und ihm nun schon zum wiederholten Male die Kürzung seiner Apanage angedroht.

So stand seine Laune diesmal nicht zum Besten, als er an die Tür Albsuindas klopfte. Lea öffnete ihm und führte ihn nach oben, sie bemerkte seine Stimmung nicht, schwebte sie doch ganz in ihrer eigenen Vorfreude. Albsuinda erwartete den General bereits an der Tür zu ihrem Empfangszimmer und begrüßte ihn so huldvoll wie stets. Da der Frühlingstag bereits milde Luft heranbrachte, standen die Fensterläden an ihrer Erkerfront weit offen. »Wie schön von dir, dass du noch die Zeit für einen kurzen Besuch bei mir gefunden hast«, strahlte sie ihn an. »Du wirst gewiss schon bald aufbrechen?«

»So ist es. Maurikios wünscht meine Rückkehr in die Wüstenei an der Donau. Er schickt mich zurück in das allerlangweiligste Viminacium, um nach dem Verbleib unseres abtrünnigen Generals Comentiolos zu forschen.«

»Einiges konnte ich über ihn in Erfahrung bringen«, entgegnete Albsuinda. »Comentiolos hat mit seiner Truppe im alten Castrum von Argidava überwintert, ist mittlerweile aber schon wieder aufgebrochen und zieht weiter in den Norden. Niemand kennt seine genauen Pläne, er macht ein großes Geheimnis daraus. Was ist bloß mit ihm?«

»Wenn ich es nur wüsste«, zuckte Petros mit den Schultern. »Er hat sich schon im letzten Sommer etwas merkwürdig benommen. Er begann sich zurückzuziehen. Es heißt, dass er des Öfteren die Gesellschaft eines Wahrsagers aufsuchte, der ein awarischer Schamane war.«

»Das klingt, als wäre die Liebe zur Zauberei im römischen Heer wie eine Epidemie ausgebrochen«, bemerkte Albsuinda leichthin. Sie erinnerte sich an eine Bemerkung ihres Freundes Simon von Damaskus. Demnach wäre auch Longinus, der einstige Präfekt von Ravenna, ganz verrückt gewesen nach ägyptischen Zauberamuletten. Hatte

es Comentiolos mit einer ähnlichen Manie erwischt? Petros schenkte ihrer Bemerkung keine Aufmerksamkeit, ihn beschäftigten andere Dinge: »Gibt es Neuigkeiten von deiner Vertrauten aus Sirmium?«

»Nicht Sirmium«, verbesserte ihn Albsuinda. »Der Flecken heißt Saldae. Und ja: ich habe Nachrichten. Es braut sich etwas zusammen über der Donau. Die Gepiden in der Pannonia wollen einen neuen Anführer küren und ihr Land zurückerobern. Die Gepiden in der Dacia sind jedoch dagegen, weil sie lieber ihre eigenen Herren sind. So wird man sich nicht einig.«

»Da hat sich Freund Comentiolos ja etwas Feines eingebrockt«, meinte Petros. »Wie auch immer, beste Freundin, ich hoffe, dass er selbst zur Vernunft zurückfindet und in die Garnison heimkehrt, sobald er der Barbaren in der Dacia überdrüssig geworden ist. Übrigens mache ich mir keine großen Sorgen über diesen sogenannten Aufstand der Gepiden. Ich bin überzeugt, er wird schon nach wenigen Wochen in sich zusammenfallen.«

»Da wäre noch eine andere Sache«, sagte Albsuinda. Ohne die Antwort von Petros abzuwarten, begann sie ihm ihr Anliegen auseinanderzusetzen.

»Wer ist Peredeo?« Petros hatte seinen Namen wohl beiläufig einmal gehört, konnte sich aber nicht mehr genau erinnern.

»Dieser Mensch ist meine Geißel und mein Fluch. Ich dachte, er wäre schon ein für allemal dort gelandet, wo die Spitzbuben nun einmal hingehören: in der Hölle. Aber er ist zurückgekehrt. Er bedrängt mich mit seinen unerschämten Forderungen, und er ist immer noch zu allem Möglichen fähig.«

»Dennoch willst du ihn nicht den Palastwachen übergeben? Du weißt, dass sie gegen ein kleines Schmiergeld alles

nach deiner Zufriedenheit erledigen, ohne lästige Fragen zu stellen.«

»Nein«, beharrte Albsuinda, »es wäre zu einfach! Ich möchte, dass er sich in Sicherheit wiegt, dass er denkt, er wäre davongekommen, und erst am Ende erkennt, dass er verloren ist.«

Petros lachte auf, als er den Pokal aus ihren Händen entgegennahm: »Das gefällt mir! Du willst ihn benutzen und schickst ihn zugleich in Teufels Küche. Keine Sorge, du kannst auf mich zählen, meine liebe Freundin! Gestatte mir bitte die kleine Bemerkung, du hättest einen hervorragenden General abgegeben.«

47. Eine Garküche in Emona

Als Hildeka, nach ihrer hastigen Flucht aus der Bucht vor Pola, im Hafen von Tergeste an Land ging, zeigte sich Kapitän Lucius Nautilor bereits wieder von seiner versöhnlichen Seite. Das kleine Abenteuer war am Ende ja gerade noch glimpflich ausgegangen. Dank seines schnellen Wendemanövers hatten es die Schiffe der Hafengewache nicht mehr geschafft, die Galatea aufzubringen, und sie segelte ihren Verfolgern davon. »Sei nicht enttäuscht, meine Liebe«, sagte Nautilor zu Hildeka. »Noch wissen wir nicht, ob unser Plan in ganzer Länge gescheitert ist. Denn ich sehe durchaus noch eine Möglichkeit für deine Gefangenen und für Sigwald. Der Seeweg steht ihnen genauso gut in die entgegengesetzte Richtung offen.«

»Du meinst, wenn es ihnen gelungen ist, Licinus zu entkommen?«

»In diesem Fall ist es weiter gar nicht so schwierig. Die Fischer kennen den Weg übers Meer. Sie müssen sich lediglich bis in den Hafen von Iader durchschlagen, von dort führt eine Landstraße nach Siscia.«

»Aber unser Freund Licinus, wird er denn nichts unternehmen, um seine Gefangenen zurückzuholen?«

»Sein Einfluss ist begrenzt.«

»Wie bedauerlich für ihn«, meinte Hildeka.

So gestaltete sich ihr Abschied freundschaftlich. Lucius Nautilor geleitete Hildeka in Tergeste von Bord, verbeugte sich tief und wünschte den Frauen gutes Gelingen bei ihrem Vorhaben. Zwei Tage später erreichten sie das südliche Stadttor von Emona, wo die Wachen sie anstandslos passieren ließen. Im Inneren herrschte tumultartiges Treiben. Das kleine Städtchen, ansonsten ein eher beschaulicher Flecken, befand sich in Aufruhr. Man befürchtete einen bevorste-

henden Angriff des Herzogs Gisulf von Friaul, der wieder einmal unverhohlen damit gedroht hatte, seine Truppen über die Julischen Alpen zu schicken. Nun beeilten sich die Bauern und Pächter aus dem Umland, ihre Rinder- und Ziegenherden in die Stadt zu treiben, in der Hoffnung, dass ihr Vieh hinter den schützenden Mauern vor dem Zugriff des Langobardenherzogs sicher war. Sowohl der Platz hinter dem Tor wie auch die überdimensionierte Brache des ehemaligen Forums waren vollgestopft bis in den letzten Winkel. Eilig aufgerichtete Gehege mit brüllenden Ochsen reihten sich an Schweinekoben, dazwischen rannten aufgeschreckte Hühner kreuz und quer. Die matschigen Wege waren umgepflügt von zahllosen Viehhufen.

»Himmel, ob wir wohl noch ein Quartier finden?«, stieß Pamela hervor. Man zeigte Hildeka die Herberge einer gewissen Witwe Boethia. Ihr Haus lag im Nordosten in einer Ecke des Stadtgevierts und bestand im Wesentlichen aus einer rauchgeschwärzten Küche im Erdgeschoss mit einem angeschlossenen Pferdestall. Ein strenger Geruch wehte vom benachbarten Gerberviertel heran. »Meine Gäste waren hier immer noch sehr zufrieden«, brummte die Witwe, weil ihr Hildekas Gesichtsausdruck nicht gefiel. »Erst im letzten Herbst hatte ich eine vornehme Gesellschaft auf der Durchreise, und es hat ihnen bei mir gefallen.«

»Eine Reisegesellschaft? Kam sie aus Italien?« Hildeka fragte aufs Geratewohl. »Sie sagten, sie wären aus Mailand. Aber ich habe sofort erkannt, dass das nicht stimmt! Nach der Art und Weise, wie sie sprachen, kamen sie eher aus der Gegend um Verona.« Die Witwe blickte listig: »Das junge Mädchen hat übrigens seine Sandalen hier gelassen. Ich habe sie auf dem Kehrthauften gefunden. Dabei sind sie

noch so gut wie neu! Willst du sie sehen? Ich gebe sie dir für ein paar wohlfeile Nummi.«

Weniger erfreut waren Hildeka und Pamela, als sie das Gästequartier in Augenschein nahmen. Es war ein Strohlager im Dachboden, eingezwängt zwischen die Sparren und bereits mit Menschen überfüllt. Eine neunköpfige Familie mit Kleinkindern teilte sich den Raum mit fliegenden Händlern aus dem Noricum und einem Kesselflicker, der unbeirrt auf einem Stück Kupferblech herumhämmerte. Das Stroh auf der Liegestatt hatte wohl seit dem letzten Herbst niemand mehr gewechselt. Die Enge und ein penetranter Gestank nach Mäusekot trieben sie schließlich wieder zurück auf die Straße. Sie machten Rast in einer Schenke am Marktplatz, wo man einen wohlfeilen Eintopf aus Kohl und Linsen bekommen konnte. Der Betreiber der Garküche brachte ihnen eine irdene Schüssel, in der zwei Holzlöffel steckten. Dann blieb er unaufgefordert an ihrem Tisch stehen und wischte sich die Hände an der fleckigen Schürze ab.

»Die Damen suchen ein Obdach?«, fragte er.

»Hast du uns denn eines anzubieten?«

»Ein kleines Häuschen, nicht weit von hier und zugleich ganz in der Nähe des Hafens. Nichts Großartiges, die Damen sind sicherlich Besseres gewohnt, aber es ist solide, sauber und trocken.«

Hildeka zögerte noch, sie wollte nicht zu schnell zugreifen: »Was verlangst du dafür?«

»Zuerst einmal solltest du wissen, dass ich nicht jedermann durch dessen Tür lasse. Meine Aufgabe ist es eigentlich, das Haus zu hüten, da sein Besitzer viel auf Reisen ist. Er ist ein Schiffseigentümer, der die Save und die Donau befährt, verstehst du?«

Zum zweiten Mal an diesem Tag folgte sie ihrer Eingebung und fragte weiter: »Bis zur Donau, sagst du. Dann verkehrt er wohl oft im alten Land der Gepiden?«

»Du bist gut! Er stammt doch von dort. Er kommt selbst aus einer alten gepidischen Familie. Besitzt ein Haus in Sirmium, hat sich glücklich verheiratet und betreibt außerdem noch ein schönes Weingut. Dabei nennen ihn alle nur den Goten.«

»Was für ein merkwürdiger Spitzname«, kicherte Pamela. Hildeka rührte die Linsen in der Schüssel um. »Du meinst also, der Gote hätte nichts dagegen einzuwenden, wenn wir in seinem Häuschen übernachten?«

»Ach wo, er kommt erst später. Hat jetzt Geschäfte bei sich zu Hause zu erledigen. Im Herbst hat er mir Wein von seinem Hausberg gebracht, da sagte er mir, dass ich ihn nicht vor dem Himmelfahrtstag zurückerwarten soll.«

»Dann ist er wohl spät im Jahr nach Hause gefahren?«

»Er war einer der Letzten, die vor dem Winter von Emona ablegten. Wie ist es nun, willst du das Haus haben? Für sechzig Nummi am Tag kannst du mit deiner Dienerin darin wohnen.«

Sie wurden handelseinig und es zeigte sich, dass der Garkoch nicht zu viel versprochen hatte. Das Quartier war nicht geräumig, aber es war trocken und wohnlich. Eine willkommene Raststätte auf einer Reise, deren Ende noch lange nicht abzusehen war. Pamela warf sich ein Tuch über und lief hinunter an den Fluss. Sie versprach, sich bei den Schiffern nach einer Gelegenheit zur Weiterfahrt zu erkundigen, wollte auch Näheres über den Goten in Erfahrung bringen.

Hildeka setzte sich an das Fenster. Aus ihrem Ranzen fingerte sie die Sandalen aus dem Fundus der Witwe Boe-

thia. Sie war geschäftstüchtig, die Herbergsbetreiberin, das musste man ihr lassen. Obwohl es ein dreistes Stück war, für dieses bis zur Unbrauchbarkeit abgelaufene Schuhwerk überhaupt noch Geld zu verlangen. Die Sohlen waren dünn wie Pergament, aber die Riemchen zeugten von einer hohen Qualität der Herstellung. Es war immer noch sehr gutes Leder, eingefärbt und mit eingepprägten Rauten verziert. Hildeka kannte einen Veroneser Schuhmacher, der für diese Kunstfertigkeit berühmt war. Sie verspürte das prickelnde Gefühl, diesmal auf der richtigen Fährte zu sein.

Dann kam es noch besser. Pamela kehrte zurück und sorgte zum dritten Mal an diesem Tag für eine gute Nachricht: »Es liegt ein Schiffsverband am Gestade. Sie ankern auf der kleinen Insel vor der Ostmauer, wo eine Holzbrücke über den Kanal führt. Die Schiffsleute haben gerade ihre Waren aufgeladen, als ich vorbeikam, und sie wollen am Sonnabend aufbrechen. Sie haben für uns noch Plätze frei!«

»Dieses Kuhnst scheint uns Glück zu bringen«, freute sich Hildeka. »Unterwegs passieren wir sogar Siscia. Vielleicht erfahren wir etwas von Sigwald! Aber das Ziel ist Sirmium, wir machen uns auf die Suche nach diesem Goten.«
»Ich hätte es nie für möglich gehalten, aber ich fange an, dieses Land zu mögen«, entgegnete Pamela.

48. Die glücklichen Jahre

Unna und Notker saßen in ihrer Jurte. Auf der Feuerstatt glogen ein paar Holzkohlebrocken. Es war ein grau verhangener Vormittag. Die anderen waren nach draußen gelaufen, da Wicho über Nacht seine Schlingen ausgelegt und einen stattlichen Hasen gefangen hatte. Nun ging es darum, dem Vieh den Balg abzuziehen.

»Seht doch zu, ob ihr das Fell gegen Salz eintauschen könnt«, rief ihnen Notker nach, als die Jugend aus dem Zelt stürmte. Die beiden Alten blieben zurück. »Jetzt sitzen wir zusammen, wie in den alten Zeiten«, schäkerte Notker. »Damals, als du zu mir zurückgekommen bist«, lächelte sie, und er entgegnete: »Du kannst sagen, was du willst, es waren trotz allem gute Jahre ...«

Als Notker nach einer mehr als einjährigen Abwesenheit nach Verona zurückkehrte, fand er die Angelegenheiten zu Hofe schlecht geordnet vor. Die Langobarden hatten nach der Ermordung Alboins dessen drögen Neffen Cleph zu ihrem König erhoben, doch der zeigte sich der Aufgabe wenig gewachsen. Schon kurze Zeit später scheiterte er kläglich, fiel einem Übergriff aus dem Hinterhalt zum Opfer. Danach kehrte im Palast verschlafene Stille ein, wie es zumeist der Fall zu sein pflegt, wenn ein Hauswesen keinen richtigen Besitzer mehr hat. Einige Verwalter, entfernte Verwandte aus der weit verzweigten Sippe Alboins, machten sich halbherzig an die Arbeit.

Währenddessen ging das Leben in den Gesindehöfen, den Küchen, den Ställen und Werkstätten seinen gewohnten Gang. Im fünften Jahr der regentschaftslosen Zeit suchte ein verheerendes Hochwasser Verona heim. An der Uferstraße zerbarst das Pflaster unter den Wassermassen.

Die Fluten wälzten sich landeinwärts und erreichten die Kirche des Märtyrers Zeno, die vor den Mauern lag. Bis an die Fenster des Kirchleins reichte schließlich die braune Brühe. Aber dann blieb das Wasser wie durch ein Wunder stehen und stieg nicht mehr weiter. Die Menschen sprachen von einem bedeutungsvollen Vorzeichen. »Ein Zeichen wofür?« Notker zuckte verächtlich mit den Schultern. »Die Flut geht zurück, aber sie hat einen Abschnitt der Stadtmauer mit sich gerissen. Die Fundamente zum Fluss hin hätten schon längst eine Ausbesserung gebraucht. Aber darüber zerbricht sich niemand den Kopf!«

Der junge Wicho ging ihm seit einiger Zeit bei der Arbeit in den Marställen zur Hand. Zusammen durchstreiften sie die Auen im Schwemmggebiet, machten Jagd auf Rebhühner. Dieses Vergnügen war den niederen Ständen eigentlich bei Androhung drakonischer Strafen untersagt, was unter den derzeitigen Umständen allerdings nicht weiter bekümmerte. Im Palastbezirk standen mittlerweile gut die Hälfte der Häuser leer. Nach Alboins Untergang hatten die Unfreien und die Sklaven die Gelegenheit zur Flucht genutzt. Unna und Notker bewohnten ein schmuckes kleines Häuschen am Ende ihrer Gasse, während Unna weiterhin ihren Dienst in den königlichen Spinnstuben versah. Viele ihrer Schützlinge waren mittlerweile zu ihren Familien auf dem Lande heimgekehrt. Andere bleiben jedoch bei ihr, weil sie auch sonst nirgendwo etwas Besseres erwartete.

Unter den Letzteren befand sich Camilla, von der kein Mensch zu sagen wusste, wie sie an den Hof von Verona gelangt war. Ein merkwürdiges kleines Mädchen war sie, das nicht richtig sprechen konnte, stammelte und mit den Gliedmaßen zuckte. Die anderen Mägde mieden sie, hiel-

ten sie für eine Fallsüchtige. Unna jedoch behielt sie unter ihren Fittichen und ließ kein böses Gerede über Camilla zu. »Sie ist weder besessen noch hat sie das zweite Gesicht. Lasst sie in Ruhe!«, pflegte sie zu sagen. In diesen Jahren fand sich der Kreis zusammen, denn Unna, erst scherzhaft, dann zunehmend im Ernst, als ihre kleine Familie bezeichnete. Zu guter Letzt stieß Edwina dazu. Unna begegnete ihr zum ersten Mal an jenem Tag, als Verona seinen neuen Herrn zu Gesicht bekam. Nach zehn langen Jahren des Interregnums wurde Authari zum Herrscher über die Langobarden gewählt. Man sagte, der drohende Krieg gegen eine Übermacht der Franken habe das Wunder möglich gemacht sowie Autharis Versprechen, die Schwester des fränkischen Königs zur Frau zu nehmen.

Ganz Verona war auf den Beinen, als Authari an der Spitze seines prächtigen Gefolges einzog. Der Platz an seiner Seite war leer, vorerst. Doch im Abstand von etwa einer Pferdelänge folgte ihm eine rothaarige Schönheit, mit etwas verdrossenem Gesicht saß sie im Sattel ihres Falben. Das war Hildeka, die langjährige Geliebte von Authari, und sie hatte ein kleines Mädchen bei sich. Edwina hatte man auf eine weiße Eselin gesetzt und zur Feier des Tages mit Blumengewinden geschmückt. Die Kränze wirkten schon ein wenig zerzaust. Die Kleine, vom Trubel rings um sich unbeeindruckt, zupfte selbstvergessen an ihren flachsigen Haarsträhnen.

Anderntags wurde Unna zum König gerufen. Sie war völlig überrascht, die Knie wurden ihr weich beim Gang über die Schwelle in den Audienzraum. Doch Authari empfing sie nicht unfreundlich und kam ohne Umschweife zur Sache: »Die hochlöbliche Dame Hildeka hat uns ein Kind geschenkt. Es ist ein Mädchen. Du hast sie gewiss schon

gesehen.« »Oh ja, das habe ich. Sie ritt an ihrer Seite, während des Einzugs.«

»So ist es. Nun wünschen wir, dass unsere Tochter mit aller notwendigen Sorgfalt aufgezogen wird. Und zwar von dir. Ich habe mich erkundigt und man hat mir von allen Seiten versichert, dass du die Richtige für diese Aufgabe bist.« Der König nestelte zwischen den Falten seines Umhangs einen flachen Beutel hervor: »Nimm das hier zum Anfang, für die Auslagen. Du bezahlst damit, was immer nötig ist, und berichtest dem Schatzmeister über deine Ausgaben. Er hat die Anweisung bekommen, dir übers Jahr vier Pfund in Gold auszuzahlen. Ach ja, und suche für sie einen guten Magister aus, der sie im Lesen und im Schreiben unterrichtet. Nimm ruhig einen von den Römern, die verstehen etwas davon.«

Damit war die Sache abgemacht, und bald schon schien es allen so, als könnte es gar nicht anders sein. Kurze Zeit später war die Einwohnerschaft Veronas auch schon wieder sich selbst überlassen. Die neue Herrschaft, kaum angekommen, zog in einen neuen Krieg. Im darauffolgenden Sommer war das Verlöbnis mit der fränkischen Prinzessin schon wieder aufgelöst und Authari ging erneut auf Brautschau. Die Neue hieß Theodelinde und stammte von den Baiern. Als sie kam, war es, als ob ein Wirbelwind durch die verschlafenen Gassen von Verona fegte. Nun wurde endlich die vom Hochwasser zerstörte Stadtmauer repariert. Sie ließ die verfallenen Wirtschaftsgebäude ausbessern. Die kleine Hofkapelle genügte mit einem Mal nicht mehr und musste ausgebaut werden. Die Königin ließ Handwerker und Steinmetze aus Mailand kommen. Und dann war auch das wieder vorbei. Nach dem plötzlichen Tod Autharis verlor Theodelinde keine Zeit. Sie heiratete Agilulf und beschloss, einen neuen Palast in Monza errichten zu lassen.

Für die kleine Familie änderte sich zunächst nicht viel. Wie vereinbart nahm Edwina ihren Unterricht bei einem alten, gutmütigen Kanonikus. Theodelinde monierte bei Unna, dass sie zu wenig Wert auf eine gute christliche Erziehung lege. »Ich begrüße es sehr«, sagte sie, »dass die Tochter meines verstorbenen Gatten in Arithmetik und Logik unterwiesen wird. Dass sie die Grammatik der alten Autoren studiert, Musik und Astronomie, und obendrein noch schwimmen lernt. Aber es sollte mehr von der Theologie sein. Ihre Kenntnisse im Katechismus sind äußerst mangelhaft.«

»Du mochtest die Königin nicht«, lachte Notker, »weil sie sich in deine Angelegenheiten eingemischt hat.«

»Vergiss nicht, sie wollte Camilla fortschicken!«

Das war allerdings ein schmerzhaftes Kapitel. Theodelinde hatte eine eigene Stiftung gegründet, vor den Toren ihres zukünftigen Palasts, die sich um die Bedürftigen kümmern sollte. Sie redete Unna zu, Camilla in die dortige Obhut zu geben, wo doch viel besser für das Wohl der bedauernswerten Krüppelin gesorgt wäre. Sie sprach in wohlgesetzten Worten, alles, was sie sagte, klang gut und vernünftig, doch Unna lehnte ihr Angebot ab. Theodelinde nickte scheinbar verständnisvoll, und von dieser Stunde an begannen ihre Auseinandersetzungen. Unna bekam den Unmut der Königin über ihre Auflehnung zu spüren. Nicht plötzlich, sondern allmählich, schleichend. Erst war es nur wie ein sanfter Biss in den Nacken, aber die Zähne ließen ihre Beute nicht mehr los, sie drückten zu, immer fester. Theodelinde überwachte Unnas Arbeit fortan mit Argusaugen. Sie tadelte wegen Kleinigkeiten, erteilte Rügen über Nichtigkeiten, zeigte sich bei Harmlosigkeiten streng und unerbittlich.

Freilich beanspruchte zugleich der Palastbau in Monza die Aufmerksamkeit der Königin. Sie ließ Maler aus den berühmtesten oberitalienischen Metropolen kommen, die ihr die Empfangssäle mit kunstvollen Fresken ausstatteten, deren Ausführung sie vor Ort überwachte. Die Zeit verstrich und Unna hoffte, es würde allmählich Gras über die Angelegenheit wachsen, bis sie begriff, dies würde niemals geschehen. Theodelinde vergaß nichts und verzieh keinen Ungehorsam! Der Palast stand endlich vor seiner Fertigstellung und der Umzug des Hofes stand kurz bevor, da ereignete sich ein unangenehmer Zwischenfall. Hildeka, Edwinas leibliche Mutter, war mit einem Mal wie vom Erdboden verschluckt. Sie war aufgebrochen mit der Erlaubnis, eine Fahrt nach Sankt Ambrosius zu Mailand zu unternehmen. Stattdessen wurde sie in Ravenna gesehen, wo sie an der Seite eines stattlichen Kapitäns über den Markt flanierte.

Unna hatte mit der Sache nichts zu tun. Aber sie merkte schon bald, dass sich der Verdacht auch gegen sie richtete: »Du hast das Kind dieser Überläuferin bei dir«, sagte der Haushofmeister, der ein Vertrauter der Königin war. »Dann weißt du doch etwas. Steckt ihr am Ende unter eine Decke?« Schnaubend hielt er ihr ein Sendschreiben unter die Nase, das er zwar selbst kaum lesen konnte, doch über den Inhalt wusste er Bescheid: »Die Herrschaft wünscht sich die Anwesenheit der Jungfer Edwina bei Hofe. Man wird sie dort unterweisen im geziemenden Verhalten, wie es einer Hofdame gebührt. Anschließend geht sie an den Haushalt des Herzogs von Asti, wo man sich um die Vollendung ihrer Erziehung kümmern wird.« Mit der Erwähnung des Namens von Gunduald bestätigten sich Unnas schlimmste Befürchtungen. Ein Entschluss musste gefasst werden, und

sie waren sich schnell einig. Sie würden aufbrechen, und zwar in die entgegengesetzte Richtung, nach Osten!

»Vielleicht wäre alles ganz anders gekommen«, dachte Unna laut nach, »wenn Authari damals die Fränkin zur Frau genommen hätte.« »Schon möglich«, entgegnete Notker. »Aber du weißt, dass wir früher oder später trotzdem an die Donau gegangen wären, um uns das zu holen, was uns gehört.«

»Dann lass es uns zu Ende bringen.«

»Das werden wir! Ein Versteck am Ufer ist schon angelegt. Wir haben Vorräte beschafft. Jetzt kommt es nur mehr auf einen günstigen Zeitpunkt an! Dann setzen wir über und nichts mehr soll uns aufhalten.«